

Der Sohn Johannes [Fortsetzung]

Autor(en): **Känel, Rösy von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 34

PDF erstellt am: **17.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647523>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Sohn Johannes

ROMAN VON RÖSY VON KÄNEL

23. Fortsetzung

Johannes liess sich ins Endlose fallen und treiben wie ein Stücklein Holz, das von den Wellen irgendwo an ein Ufer gespült, wieder weggeschwemmt und wiederum irgendwohin getrieben wird, um auch dort nicht lange zu verweilen...

So mochten eine – zwei Stunden vergangen sein, er wusste es nicht. Christine war auf einmal im Zimmer, das Schulzeugnis in der Hand. Hilflos, wie hingeweht stand sie da:

„Und jetzt, wie soll es weitergehen?“ fragte sie mit sorgenvoller Stimme und traurigen Augen.

Johannes brauchte Zeit, bis er sich wieder in die Gegenwart zurückgefunden hatte. Er sah das Zeugnis in der Mutter Hand:

„Ach, wegen dem“, sagte er spöttisch. „Mache dir keine Sorgen, die Profaxen sind alle von der alten Schule und so verknöchert, dass sie ein grosses Talent übersehen und an kleinen Mängeln und Fehlern hängenbleiben.“

„Meinst du etwa dich mit dem grossen Talent?“

„Natürlich. Doch weiss ich schon, dass auch du nicht daran glaubst, aber ich

werde es dir beweisen, verlasse dich drauf.“

„Mir wär's für den Augenblick lieber gewesen, du hättest deine Schuhe ausgezogen. Schau einmal deine weisse Decke!“

„Halte dich nicht an Kleinigkeiten auf. Grosse Geister stört so etwas nicht.“

Christine ging wortlos aus dem Zimmer. Sie setzte sich in der Stube unter das Bild ihres Mannes, die Hände im Schooss...

Was nun? Das Wesen des Jungen wurde immer fremder und unverständlicher. Was sie schier zu Boden drückte, nahm er ruhig und gelassen. Er schien nicht einmal mehr die Einsicht zu haben, wie sie sich abmühte um ihn und wie sie litt. Er entfernte sich immer mehr von ihr und führte ein Sonderlingsleben. Er ging einen Weg, auf dem sie ihm nicht mehr zu folgen vermochte – einen Weg, auf den ihn das unglückselige Erbe seines Grossvaters nun trieb.

„O Hermann“, klagte sie in ihrem Herzen. „Du hast es gewusst, dass unser Ungehorsam, unser Versagen auf einem Lebensgebiet unser ganzes Leben zerstören und vernichten kann. Das ist der Fluch – der Fluch bis ins dritte und vierte Glied.“

Sie kauerte noch mehr in sich zusammen, als wäre eine neue, eine ungeheure Last soeben auf ihre Schultern gelegt worden...

Am andern Tag ging sie zu Doktor Haller, um ihm Johannes' provisorische Versetzung zu melden.

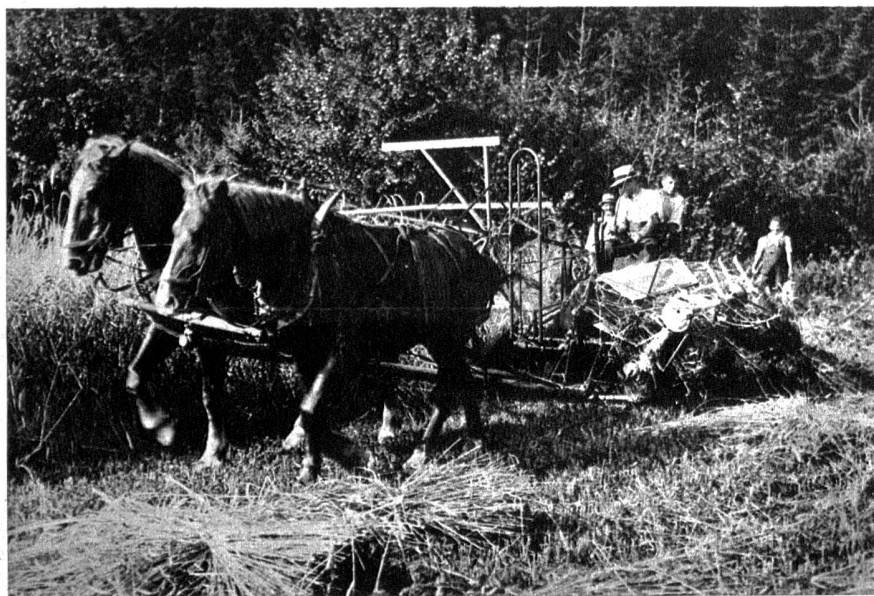
Er blieb ruhiger als sie erwartet hatte. Er spielte mit dem Brieföffner, sann ein paar Sekunden vor sich hin, dann hob er den Kopf, schaute Christine in die Augen und sagte: „Abwarten – zusehen, wir können gar nichts anderes machen. Es lässt sich im Leben nun einmal nichts erzwingen. Wir müssen Geduld haben mit Johannes, auch wenn diese Geduld noch auf eine besonders harte Probe gestellt werden sollte.“

„Sie – Sie fürchten also für Johannes?“

Doktor Haller warf seinen Brieföffner hart auf den Tisch: „Ehrlich gesagt, ja, ich fürchte für Johannes. Der Junge ist erblich belastet, was Sie übrigens schon selbst bemerkt haben dürften. Aber regen Sie sich nicht auf, Unzählige, die mit den andern in Reih und Glied marschieren, sind erblich belastet, und der Aussenstehende merkt nichts davon. Auch Johannes kann sich einfügen, wir wollen es ihm so leicht als möglich machen – schon dem Andenken seines Vaters zulieb. Ja, ja, es war für Hermann nicht schwer, ein Prophet zu sein.“

„Das Weiterdenken ist entsetzlich.“ Christine sass müde und mit hängendem Kopf neben dem Schreibtisch. „Wie habe ich mir vorzustellen dass alles kommen wird?“

„Sie haben sich überhaupt kein Bild und keine Vorstellung darüber zu ma-



Der Lenz entwand, die Blüte fiel,
Der längste Tag ist schon durchschritten,
Der Sommer naht sich seinem Ziel,
Im Felde wird das Korn geschnitten.

Bald wird der Bauer Frucht um Frucht
Von schwer beladenen Bäumen pflücken,
Den Winzer wird an milder Bucht
Der Traube gold'ner Glanz beglücken.

Die Tage fliehn, die Zeit enteilt,
Des Sommers Höhe ist erschritten;
Die Sonne wandert unverweilt,
Was reif geworden, wird geschnitten...

Wo ist mein Feld? Wo ist mein Baum?
Wo werd' ich meine Trauben lesen? —
Ist nicht mein Leben nur ein Traum,
Der keine Früchte gibt, gewesen?

Hugo von Bergen.

**Höhe
des
Sommers**

chen. Johannes wird den Weg, der ihm gesetzt ist, weitergehen. Vielleicht bringt er Ihnen nach Jahren den Doktor magna cum laude nach Hause – es ist alles schon dagewesen, und er ist ja wirklich für Literatur ganz besonders begabt. Und was seine Eigenheiten betrifft, dafür kann er nichts, damit haben wir uns abzufinden.“

Christine reichte ihm die Hand: „Ich danke Ihnen, Doktor. Ich will hoffen und glauben und alles tun, um Johannes vorwärts zu helfen.“

„Recht so, – alles andere hat gar keinen Wert, wir erschweren uns und ihm die Sache nur.“

Doktor Haller stand hinter den Vorhängen, als Christine durch den kleinen Vorgarten hinaus auf die Strasse ging. In seinen Augen lag ein tiefer Ernst und eine tiefe Traurigkeit...

So in Gedanken versunken fand ihn Frau Hanna, als sie ins Zimmer trat: „Christine war doch da, warum ist sie nicht geblieben, bis ich...“

Doktor Haller wandte sich um und da sah sie seine Traurigkeit.

„Was ist mit Christine – mit Johannes?“ fragte sie erschrocken.

„Johannes ist nur provisorisch in die dritte Klasse versetzt worden.“

„Ist das so schlimm? Er kann sich doch wieder aufrappeln, unsere Buben haben auch manchmal die Flügel hängen lassen und es ist doch weitergegangen.“

„Unsere Buben“, sagte Doktor Haller ernst, „sie haben nicht einen Trübsal und geistig Zerrütteten zum Grossvater gehabt.“

*

Nach den Frühlingsferien besuchte Johannes das Gymnasium wie vordem und alles schien seinen gewohnten Gang zu gehen. Und trotzdem wurde die Mauer zwischen ihm und den „drüben“ immer stärker und grösser. Er entfernte sich innerlich immer mehr von dem, was sein Leben ausmachen sollte, er nahm immer mehr Abstand von seinen Lehrern und Kameraden. Er lebte für sich in einer andern Welt. Er vertraute unzähligen Bogen Papier seine Gedanken, Träume und Wünsche an. Halbe Nächte verbrachte er damit, indes Christine nebenan sich sorgte, er lerne zuviel und überanstrengte sich. Am Morgen sah er verbraucht und müde aus.

Christine stellte die Mahlzeiten sorgfältiger als je zusammen, sie berechnete alles auf seinen Gehalt an Kalorien und Vitaminen, damit nur ja zwischen Verbrauch und Aufbau genügend Ausgleich geschaffen werde.

Mit der Zeit wurden aus Johannes' Gedanken, Träumen und Wünschen Wirklichkeiten, die nur er erlebte und sah und die jetzt sein Dasein erfüllten.

Es konnte vorkommen, dass er seine Schulaufgaben überhaupt nicht gemacht hatte und völlig unvorbereitet in die Klasse kam. Dann überraschte er wieder durch plötzliche Leistungen und Ant-

worten, deren seine Mitschüler nie fähig gewesen wären. So schwankte das Zünglein der Waage immer noch zwischen ‚verworfen‘ und ‚angenommen‘, denn ohne diese gelegentlichen Zeichen von Genie und Können hätte man es Johannes längst nahegelegt, das Gymnasium zu verlassen.

Sein heimlicher ‚Schutzengel‘ war nach wie vor Professor Tanner. Wenn er einen deutschen Aufsatz von Johannes las, schlug sein Herz jedesmal höher. Solch ein Reichtum der Worte und Farben, solch eine schillernde Beredsamkeit, ein so künstlerisches Vermengen von Dichtung und Wahrheit war bei keinem andern Schüler zu finden.

Es kam aber doch die Zeit, da er Johannes nicht mehr halten konnte. In einer kurzen Extrasitzung wurde beschlossen, diesem schwierigen Schüler eine letzte Frist bis Weihnachten zu geben.

Darauf tat Professor Tanner das letzte, was er für Johannes zu tun vermochte: er ging persönlich zu Doktor Haller und legte ihm den Fall dar.

„Es ist ein Jammer“, sagte er im Laufe des Gespräches, „dass es dem Jungen an wirklichem Gemeinschaftssinn und am Konzentrationsvermögen fehlt. Er scheint leider vollkommen asozial zu sein und ist von einer erschreckenden Zerrissenheit des Denkens da, wo er selber nicht persönlich interessiert ist. Ich hege nun die letzte Hoffnung, dass er sich in einer andern Umgebung, einmal weg von der Mutter und ihrer steten Fürsorge, besser entwickeln könnte. Ich habe schon ein ganz bestimmtes Institut in der westlichen Schweiz für ihn ins Auge gefasst. Dort, unter völlig neuen Elementen, unter Kameraden aus aller Herren Länder, würde sein Ehrgeiz geweckt und seine Passivität behoben. Er würde fürs Leben wach und seine Leistungen kämen – so hoffe ich – im Gesamten auf eine höhere Stufe.“

„Glauben Sie, Herr Professor“, fragte Doktor Haller, der den Ausführungen voll Interesse gefolgt war, „dass Johannes in jenem Institut seine Matura machen könnte?“

„Ich rechne damit, dass er ein halbes oder auch ein ganzes Jahr mehr haben wird als seine Altersgenossen. Aber was spielt das schon für eine Rolle in der Zukunft. Die Hauptsache ist, dass die Jahre an unserem Gymnasium nicht umsonst gewesen sind, und dass er die Matura überhaupt besteht. Bei dem Kleinklassen-Betrieb jenes Institutes, wo für zehn Schüler ein Lehrer zur Verfügung steht, kann ich Ihnen für den Erfolg fast garantieren.“

„Das ist mir ein grosser Trost, denn der Bub wie die Mutter täten mir leid. Ich werde nun sofort mit Frau Keller beraten, ob sie es machen kann. Das Institut wird wohl recht teuer sein?“

„Für Schweizer können Ausnahmen

Dr «Brienzer Joggeli» ds'erst mal im Theater

Ganz schüch wartet dr Joggeli
bis ändlich dr Vorhang ufgeit



So, jetzt isch es dunkel worde,
und es fahrt a



Jä, was isch de das? Es Liebespärl? –
Dr Joggeli darf fasch nid luege



So, so, schadefroh isch er o no, wo ds dicke Aend
cho isch und er lachet mit em ganze Gesicht

gemacht werden, ich würde mich noch persönlich darum verwenden.“

Doktor Haller begleitete den Professor durch den Vorgarten auf die Strasse, dann kehrte er langsam, mit einer neuen Sorge um Johannes belastet, ins Haus zurück.

Es musste ja auf irgend eine Weise weitergehen. Fallen lassen, so kurz vor dem Ziel, konnte man den Jungen nicht. Es war allerdings ein neues Opfer für Christine, aber wie er sie kannte, würde sie auch noch dazu die Kraft und den Glauben aufbringen. Wenn Professor Tanner von einem Milieu- und Schulwechsel eine gute Wendung erhoffte, so war dies immerhin ein Trost und ein Grund, seinen Rat zu befolgen. Am besten sprach er gleich heute noch mit Christine, damit man gemeinsam einen Entschluss fassen konnte.

Doktor Haller hatte es schwer, sich nachher auf seine Patienten umzustellen. Seine Gedanken schweiften immer wieder ab zu dem Sohne Hermann Kellers, sie gingen zu jener Unterredung zurück, da Hermann Keller bei ihm gesessen und gesagt hatte: „Ich bin einem Gespenst begegnet – es war ein Grauen, so wie es einem überkommt, wenn man sich mitten aus Schönheit und Sicherheit heraus ins Bodenlose fallen fühlt. Jetzt musst du mir helfen – Arnold...“

Noch am selben Nachmittag, gleich nachdem er den letzten Patienten entlassen hatte, sass er bei Christine in der Stube. Er wog jedes seiner Worte ab, wie der Arzt es gewohnt ist, um Heilung und Trost – und nicht etwa Hoffnungslosigkeit und Schrecken zu bringen.

Doch Christine war wach und hell-sichtig geworden für das, was ihren Sohn betraf. Sie wusste, dass sie wie ein geschickter Steuermann sein Lebensschifflein durch alle Gefahren und Klippen bringen musste, damit ihr wenigstens der eine Trost geschenkt wurde: Du hast alles getan! Was sonst als Anklage gegen sie sprach, das büsste sie mit letzter Pflichterfüllung, mit ihrem täglichen Opfergang, mit ihrer Liebe, ihrer letzten Hingabe für den Sohn.

„Ich schaffe auch das noch, Doktor“, sagte sie ruhig, aber mit leiderfüllten Augen. „Sie verstehen mich – Sie am allerbesten – ich muss für Johannes alles tun, was ihm helfen kann. Ich muss mich auch von ihm trennen können, wenn es zu seinem Besten ist.“

Doktor Haller nickte: „Und – wie haben Sie sich die finanzielle Seite gedacht?“

„Ganz einfach – ich brauche eben von dem bisschen Kapital. Es ist die Lebensversicherungssumme seines Vaters, – sie soll im Notfall für den Sohn verwendet werden, er hat das erste Anrecht darauf. Und dann später – so es nötig wird – mag dieses Haus verkauft werden.“

Doktor Haller wandte sich ab, um seine Ergriffenheit nicht zu zeigen. Es war still im Zimmer – so still – dass man

den Schatten des Toten, dessen Bild an der Wand hing, über sich zu fühlen glaubte.

Dann erhob sich Doktor Haller fast plötzlich: „Bringen Sie es Johannes bei, Sie können das besser als ich, – alles andere überlassen Sie mir.“

Er verliess das kleine Haus an der Höhenstrasse. Christine blieb im Zimmer zurück. Sie stand wie verloren da. Trennung von Johannes. – Trennung zum erstenmal! Wie würde sie es ertragen – und wie würde der Junge es ertragen?

Ein schluchzender Laut kam aus ihrem Mund, so voll Herzeleid, so voll Jammer – ein Würgen presste ihr die Kehle zu... Nur nicht weinen, nicht weinen! Tränen machen schwach und widerstandslos. Und sie brauchte ihre Kraft, brauchte sie nötiger als je – für ihn – und auch für sich.

„Es muss bald geschehen“, dachte sie. „Ich halte diesen Zustand nicht lange aus.“

Sie rüstete das Abendessen. Weder Johannes noch Jakob Müller sollten ihr anmerken, dass sie ihre schwarze Stunde hatte. Mit erzwungener Ruhe sass sie eine Stunde später mit den beiden am Tisch. Johannes schien wieder einmal in sich hineingekrochen und damit abwesend und unerreichbar für seine Umgebung zu sein. Jakob Müller sprach dafür um so mehr über Politik, von Schwarzsendern und Gerüchten – und merkte nicht, dass ihm niemand zuhörte.

„Ich habe noch zu tun.“ Damit rückte Johannes seinen Stuhl und verliess das Zimmer. Jakob Müller setzte sich näher ans Radio und wartete auf den Nachrichtendienst. Christine ging in die Küche.

Als sie Jakob Müller wie gewöhnlich um acht Uhr das Haus verlassen hörte, ging sie zu Johannes hinauf. Er sass wieder vor einem grossen leeren Bogen Papier, den Kopf in beide Hände gestützt. Er schrak zusammen als sie zu ihm trat. Da tat er ihr leid, so unaussprechlich leid, dass sie mit aller Gewalt an sich halten musste, um ihn nicht in die Arme zu nehmen, zu streicheln und trösten wie in längst vergangener Zeit, da er noch der kleine Johannes gewesen.

Fast leicht wurde ihr nun das, was sie ihm zu sagen hatte. Wenn sie ihm damit helfen oder Erleichterung bringen konnte so wollte sie mit den eigenen Sorgen und Schmerzen in Gottesnamen fertig werden.

„Johannes“, sagte sie so ruhig als möglich und setzte sich zu ihm an den Tisch, „ich weiss, was dich drückt. Es will in der Schule nicht vorwärtsgehen wie es wohl sollte, sage es deiner Mutter nur.“

Johannes verharrte in seiner Stellung: „Es ginge schon, aber man kann nicht auf allen Pferden reiten.“

„Wie meinst du das?“

„Nun, jeder Professor reitet seinen

Schimmel oder sein Steckenpferd und verlangt von seinen Schülern, dass sie nun ebenfalls seinen Schimmel oder sein Steckenpferd am besten reiten. Alle tun das, alle verlangen das, jetzt kannst du dir vielleicht vorstellen, was für gute Reitkünstler wir sein müssten, um alle zufriedenzustellen.“

Johannes nahm einen Bleistift zur Hand und begann Ellipsen zu ziehen... „Es gibt keine Achtung mehr vor der Individualität. Alles ist Massenbetrieb, Quantität, – individuelles Arbeiten und Können wird verpönt... O diese Herdentiere! Sie trampeln einem auf der Brust herum, zerschlagen einem das Herz, sie stossen einem ihre Hörner ins Hirn, dass man elend und todesübel davon wird. Nur keine Individualität... keine Individualität...“

Die Spitze des Bleistiftes brach ab. Christine nahm es ihm aus den Fingern, ihre Hand zitterte dabei.

„Was meinst du dazu, Johannes“, sprach sie mit spröder, trockener Stimme, „wenn du das letzte Schuljahr anderswo, vielleicht in einem Institut verbringen würdest?“

Seine Augen suchten misstrauisch in ihrem Gesicht: „Ist das dein Ernst, Mutter?“

„Ja, Kind, mein voller Ernst. Dein Deutschlehrer, Professor Tanner, war heute bei deinem Götti und hat ihm den Vorschlag gemacht. Du müsstest wahrscheinlich die dritte Klasse hier in Altem heim wiederholen und da meinte er, ein Schulwechsel würde dir das ersparen.“

„Und – wohin?“

„In ein internationales Institut in der welschen Schweiz. Dort könntest du nachholen, was dir fehlt.“

Johannes erhob sich und ging im Zimmer auf und ab. Christine verfolgte jeden Schritt und wartete...

Jetzt würde er nein sagen, weil ihm die Trennung von daheim, von seiner Mutter unmöglich war. Sie hörte ihn bereits die Worte sprechen: Mutter, ich kann nicht fort von dir. Und wo nimmst du die Mittel her? Ich ertrage es nicht, dass du noch mehr Opfer bringst, noch mehr Sorgen auf dich nimmst!...

Sie wollte ihm natürlich zureden, um es ihm leichter zu machen, das war ihre Pflicht, aber schwer musste es dem Jungen fallen – schwer...

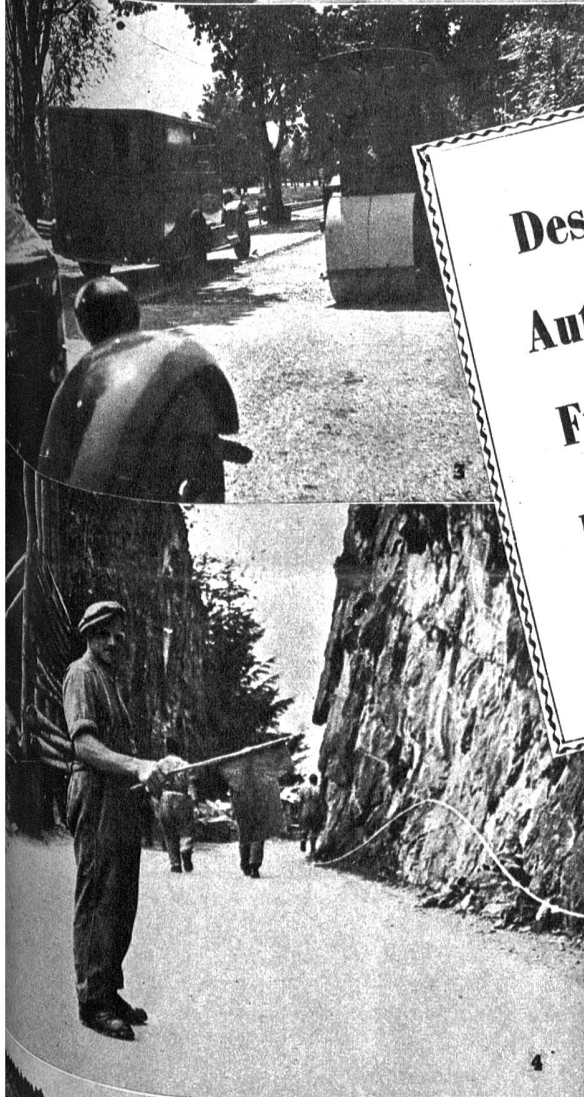
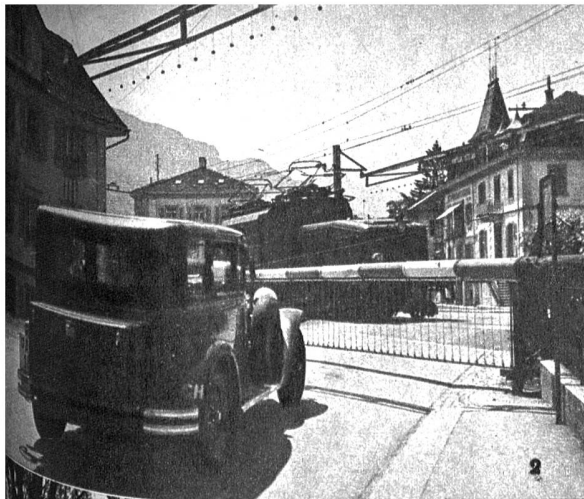
Sie sass und wartete, – bereit, ihn zu trösten.

Jetzt stand er dicht vor ihr still. Aus seinen Augen brach ein schier unnatürlicher Glanz:

„Grossartig“, sagte er, „grossartig ist das! Wann kann ich reisen? Heute morgen – Herrgott, am liebsten heute schon! Ja, ja die Stimme des Propheten spricht wahr!“

Christine schaute ihn wie entgeistert an: War das ihr Kind, ihr Sohn, den sie mehr geliebt hatte als sich selbst, und der nun wie ein Fremder vor ihr stand und von ihr fort begehrte?

(Fortsetzung folgt)



Des Autofahrers Freuden und Leiden

- ① Namentlich in Form von Herden kann das Tier zur Mauer werden. Dem Chauffeur sind deshalb Kühe immer eine unliebsame Mühe.
- ② Manche Pause ist den Schranken, welche sanken, zu verdanken. Und das Warten ist dann Pflicht, ob man Zeit hat oder nicht.
- ③ Sind die Strassenbauer schuld, hat der Fahrer gern Geduld. Denn er weiss: was die erreichen ist für ihn und seinesgleichen.
- ④ Rote Fahne! Halt! Gefahr! alles ist zum Sprengen klar. Ist verzogen Rauch und Schall, gibt der Mann s'Abfahrtssignal.
- ⑤ Auch die Rot- und Grünlaternen rechnet man zum Unbequemem. Einbahnstrasse, Federvieh haben wenig Sympathie.
- ⑥ Herrlich! diesen Blick hinunter, hinzukommen doch ist oft ein Wunder. Denn die Kurven in den Alpen, lassen ihre Tücken walten.
- ⑦ Doch die Schönheit ist vergänglich, und das Schicksal ist verfänglich. Darum dient zur Warnung dir, ein kaputtes Auto hier.

